

Roland Benedikter *Hrsg.*

Italienische Moralphilosophie

 Springer VS

Italienische Moralphilosophie

Roland Benedikter (Hrsg.)

Italienische Moralphilosophie

 Springer VS

Herausgeber
Roland Benedikter
Bozen, Italien

ISBN 978-3-658-10318-7 ISBN 978-3-658-10319-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-10319-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Frank Schindler

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Inhalt

Einleitung	7
<i>Roland Benedikter</i>	
Die Furie des Guten. Moralisch sein heute heißt: Aufstand gegen Gott und das Sein	13
<i>Manlio Sgalambro</i>	
Die Ethik des Unheimlichen wird die Ethik des Kommenden sein. Ein Entwurf für unsere Zeit	19
<i>Graziella Berto</i>	
Seele, Text, Praxis. Über die Schriftabhängigkeit der Moral	31
<i>Carlo Sini</i>	
Postmoderner Nihilismus und post-postmoderne Moral. Was wäre eine Ethik der Rettung für die Gegenwart?	47
<i>Aldo Masullo</i>	
Moral als neue Metaphysik. Gibt es Gut und Böse im 21. Jahrhundert überhaupt noch?	77
<i>Silvano Demarchi</i>	
„Vergöttlichung“ im Zeitalter des Cyberplatonismus. Die Internet-Ära erfordert ein neues moralisches Denken	87
<i>Salvatore Lavecchia</i>	

Nachwort. Zwischen den drei Polen Emotion, Widerstand und Rationalisierung: Das heutige italienische Denken des Moralischen – und die Perspektiven	107
<i>Roland Benedikter</i>	
Weiterführende Literatur des Herausgebers (2002-2015)	119
Über die AutorInnen	121

Seele, Text, Praxis

Über die Schriftabhängigkeit der Moral

Carlo Sini

Was soll Subjekt heute bedeuten? Und was ist es im Hinblick auf Moral und Ethik im besonderen?

I

Die abendländische Tradition kennt viele Konzepte von Subjektivität. Sie reichen von der metaphysischen *Substantia* über die christliche *Anima* bis hin zur Moderne, in der das *Cogito Descartes'* erstmals restlos an den *freien Willen* des Subjekts gekoppelt wurde, um schließlich in *Friedrich Nietzsches Willen zur Macht* seinen vorläufigen Höhepunkt zu finden. All diese Konzepte fußen mehr oder weniger unmittelbar auf der einen, ursprünglichen und gewaltigen philosophischen Revolution, die von *Platon* ausgelöst wurde. Ihr verdanken wir jene ebenso anfängliche wie grundlegende *Psychisierung des Menschen*, die ich die abendländische „Strategie der Seele“ nennen möchte. Ich meine damit die Verinnerlichung und Transfiguration der Welt durch „die Stimme“ – durch jene *innere Stimme* nämlich, die *Sokrates* als erster vernahm und zum Grundthema all seiner moralischen Fragen erhob.

II

Die „Strategie der Seele“ ist der Geburtsort des abendländischen Individuums als eines logischen, psychologischen, metaphysischen und moralischen Subjekts. Diese Strategie verdankt ihre Existenz jener außergewöhnlichen Umwälzung, die sich, bedingt durch die damals neue Praxis der Verschriftlichung, in Griechenland angebahnt und durchgesetzt hat. Der Übergang von der Praxis des *gesprochenen Wortes* zu jener der *geschriebenen Buchstaben* hat das Wort aus seiner direkten

Verbindung mit der lebendigen Situation, mit den Handlungen des Körpers, mit dem unmittelbaren und beidseitigen Ausdruckwillen im Dialog gelöst. Damit wurde erstmals so etwas wie „Sprache“ isoliert – und im Wortsinn sichtbar gemacht.

III

Damit wurde aber zugleich auch der körperliche Aspekt des lebendigen Sprechakts durch eine vereinbarte, daher arbiträre und indifferente Erscheinungsform ersetzt. Es wurde die Grundlage für die Unterscheidung zwischen Signifikat und Signifikant geschaffen, die seit Aristoteles selbstverständlich und kanonisiert ist. Ebenso stellte dieser Übergang vom gesprochenen ins geschriebene Wort den Ausgangspunkt für alle späteren semantischen und semiologischen Theorien dar – auch wenn zahlreiche kritische Stimmen gerade deshalb den „Logozentrismus“ unserer europäischen Tradition beklagen.

Auf diese Weise *ist das geschriebene sprachliche Zeichen zum Modell für die Unterscheidung zwischen Körper und Seele* geworden. Diese Unterscheidung verkörpert ihrerseits wiederum die Essenz der sokratisch-platonischen Strategie. Denn damit entsteht die „mens logica“: als Folge der Verschriftlichung und ihrer „Manufakte“.

IV

Was hat das mit Moral und Ethik zu tun? Mit ihrer Gegenwart, mit ihrer Zukunft?

Ethik ist nicht ohne Praxis denkbar. Und Praxis ist, vor allem seit dem beschriebenen Übergang, immer Praxis des Subjekts. Es ist daher der Begriff von „Praxis“, dem wir den aktuellen und künftigen Sinn des Wortes „Ethik“ einerseits und die damit zusammenhängende Standortbestimmung und Funktion des Subjekts andererseits anvertrauen müssen. Was aber sollen wir unter „Praxis“ verstehen? Was wird Praxis in den kommenden Jahren sein können?

Der Begriff der Praxis hat eine lange Tradition in der Philosophie – von *Bruno* über *Spinoza*, *Hegel*, *Marx*, *Husserl*, *Heidegger* und *Peirce* bis hin zu *Foucault*. Eines der schönsten Beispiele für das, was mit diesem Begriff gemeint ist, schildert *Ivan Illich* in seiner Schrift „Im Weinberg des Textes“ (1993) – einer bemerkenswerten Abhandlung über die Ethologie des Lesens, die sich mit dem Thema der „Textgeburt“ beschäftigt.

„Textgeburt“ ist hier doppeldeutig gebraucht: Geburt *des Textes*, Geburt des Subjekts, der Welt *durch* den Text. Bei der „Textgeburt“ handelt es sich um eine Revolution in der Geschichte des Alphabets sowie der Lese- und Schreibpraktiken,

die diese Geschichte gekennzeichnet haben. Es handelt sich um einen Vorgang im Untergrund, der lange vor der Druckkunst und dem gedruckten Buch begonnen hat. Er hat weitreichende Veränderungen in den Subjekten bewirkt: *Unhörbare* Veränderungen, die für das weitere Schicksal der abendländischen Kultur maßgeblich mit verantwortlich waren, einschließlich der Revolution durch den Buchdruck. „Textgeburt“ also – worum geht es dabei?

V

Die Grundthese *Illichs* besagt, dass die Entstehung des „Textes“ zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert eine außergewöhnliche und folgenschwere Neu-Erfindung war. Vor der Erfindung des „Textes“ gab es weder Schriften noch Bücher; die Pergamentrollen der Bibel zum Beispiel waren nicht wie ein „Text“ organisiert, und sie waren auch nicht so gemeint. Sie folgten keinem Aufbau mit Inhaltsverzeichnis, Kapiteln, Absätzen und Überschriften; und ebenso wenig hatte man daran gedacht, ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Themen oder Namen anzulegen. Die Bibel war einfach eine Ansammlung von Pergamentrollen mit einem beträchtlichen Gewicht, die im Sakralbau auf einem riesigen Leseputz in der Mitte des Chores aufbewahrt wurde. Die Lektüre dieser Rollen hatte nichts mit unserer stillen Lektüre von Büchern gemeinsam, mittels derer wir auf einem streng rationalen Weg unser Wissen erweitern wollen. Die Bibel wurde dem Gedächtnis eher wie eine Nahrung einverleibt. Sie wurde durch die *hörbare Stimme*, die sie „anstimmt“, immer wieder von neuem „wiedergekaut“, um sich so dem Ohr und dann dem Gedächtnis einzuprägen. Es gab eine „heilige Lesung“; aber es gab noch keine „profane Lesung“ eines „Textes“. Und es gab folglich auch keine „Leser“ im heutigen Sinn – Menschen, die sich durch Lesen und Studieren von „Texten“ bilden. Es gab keine Unterscheidungen zwischen verschiedenen Sorten und Fachbereichen von Texten im heutigen Sinn, so wie sie von der abendländischen Kultur später dann geschaffen worden sind.

VI

Doch es existierten Klöster und Abteien, in denen die Mönche mit hörbarer Stimme *für alle* vorlasen. Sie lasen vor für eine Gesellschaft, die vorwiegend aus Analphabeten und Ungebildeten bestand. Sie lasen vor nach einem Ritual: alle gemeinsam und zu einer bestimmten Tageszeit. Und sie kauten das Gelesene dann immer von neuem murmelnd wieder, bei der Gartenarbeit oder beim Butterschlagen: *Ora et*

labora. Aus keinem anderen Grund als diesem wurde die Kuh zur Metapher für den Mönch: Er kaute das Gelesene wieder, bis die lebendige Stimme ins – vergessliche – Gedächtnis übergegangen war.

VII

Dass es unter diesen Umständen überhaupt zur Entwicklung des „Textes“ gekommen ist, liegt an einer Verkettung von Umständen. Darunter sind vor allem die Technik der Papiererzeugung, die aus China übernommen wurde; dann die Entwicklung von verschiedenen Klebemitteln, der Tinte und des Buchdeckels. Das Zusammenspiel von technischen Errungenschaften und neuen Entdeckungen des Wissens führte schließlich zur Geburt des Buches – dieses zunächst höchst außergewöhnlichen Gegenstandes, den man als kompaktes und einheitliches Gebilde in die Hand nehmen, mit sich tragen, auf das Nachtkästchen legen konnte, und in dem man, innerhalb weniger Augenblicke und sooft man wollte, kurz nachschlagen oder auch länger schmökern konnte. Für uns ist das alles längst zur Selbstverständlichkeit geworden; aber das, was für uns alltäglich ist, hat der Kultur des Abendlandes zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert eine völlig neue Richtung gegeben. Es hat zugleich sowohl die *Erfahrung von Wahrheit* als auch die *Gestalt des Subjekts und seiner Ethik* von Grund auf verändert.

VIII

Unter einer Bibel stellen wir uns heute das Buch irgendeines einschlägigen Verlags vor. Im Hochmittelalter aber gab es das *Buch* „Die Bibel“ nicht. Der Mönch las mit lauter Stimme die einzelnen Zeilen; und sein Auge fand sich unter den einzelnen Rollen nur mit Hilfe der prachtvollen Miniaturen zurecht, die, wie *Dante* es nennt, die Seiten während des hörbaren Lesens „anleuchten“. Man hatte es faktisch mit einem Gewirr von Bildern und Wörtern zu tun. Und um sich nicht darin zu verirren, ging man so vor, wie wir Europäer es im allgemeinen beispielsweise in einer großen, fremden Stadt wie Tokio tun: Weil wir weder die Schrift noch die Sprache kennen, merken wir uns Orientierungspunkte wie Gebäude oder Leuchtreklamen. Ohne diese Anhaltspunkte würden wir weder wissen, wo wir uns befinden, noch könnten wir es uns von irgendjemandem erklären lassen.

IX

Obwohl das Alphabet schon lange vor Christus benutzt wurde, hatte bis ins 12. Jahrhundert niemand daran gedacht, es systematisch für wichtige gesellschaftliche Zwecke zu nutzen. Das ist eine Tatsache, die zunächst verwundert. Der Grund dafür war aber nicht Gedankenlosigkeit oder ein Mangel an Fantasie. Sondern der Grund liegt darin, dass das damalige Leben und Wissen ganz einfach nicht des Alphabets bedurften. Sein fehlender Einsatz stellte keinen Mangel dar; und seine Einsatzmöglichkeiten waren zu uninteressant, um viel darüber nachzudenken. Interessant wurden die Buchstaben und ihre Verwendungsmöglichkeiten *per se* erst dann, als ein *komplexes Zusammenspiel verschiedener Praktiken zusammen mit einer Reihe von ausgesprochenen Zufällen* sie verständlicher, attraktiver und allgemein erreichbarer machten.

X

Das Alphabet wurde, um nur ein Beispiel zu geben, sehr lange Zeit von niemandem dazu benutzt, die Mundart, also das gesprochene Idiom, aufzuschreiben. Niemandem wurde bewusst, dass diese in der Menschheitsgeschichte wohl einzigartige Erfindung durchaus in der Lage war, alle Sprachen aus allen Zeiten zu verschriftlichen. Und niemandem war der potentielle Wert dieser Verschriftlichung bewusst. Im Mittelalter ging man, eher bewusst als unbewusst, davon aus, dass das Alphabet automatisch und beinahe ausschließlich an die lateinische Sprache gebunden sei, durch die es seit Jahrhunderten transportiert wurde. Lesen und schreiben war gleichbedeutend mit lateinisch lesen und schreiben.

Man wusste auch über das Alphabet als solches im Grunde nur oberflächlich Bescheid. Es gab keine Theorie der Buchstaben, die erklären hätte können, wie diese knappen zwei Dutzend Zeichen den Lautbestand gesprochener Gebilde auch für denjenigen festhalten konnten, der das gesprochene oder geschriebene Wort nicht kannte. Das Alphabet entstand, wie vieles andere auch, innerhalb ganz bestimmter kultureller, gesellschaftlicher und sozialer Praktiken. Und es brauchte Jahrtausende, bis es in eine Theorie eingebunden wurde, die seine Anwendungsmöglichkeiten erfasste und ständig erweiterte. Erst ab diesem Zeitpunkt, der mit dem Übergang vom 12. ins 13. Jahrhundert zu bestimmen ist, konnten erstmals „Literaturen“ entstehen, wie etwa die italienische, die provenzalische und viele andere.

XI

Die Lese-Literatur, dieses große und in der Antike noch unbekannte Vorhaben des modernen Geistes, ist demnach ein Phänomen, das eng an die konkreten weltlichen Schreib- und Lesepraktiken gebunden ist. Seit ihren Anfängen stellt die Literatur ein überaus mächtiges Medium der *Bewusstseins- und Wahrnehmungsbildung* sowie der *Wahrheitsfindung* des europäischen Menschen dar. Unsere Seele und ihre Art, die Welt zu erleben und zu sehen, sind großteils das Produkt der Epen, der Romane, also all der Papiergestalten (einschließlich derjenigen, die wir aus dem antiken Erbe in unsere Werke übernommen haben), die uns erzogen und geformt haben. Und ebenso ist unser konkretes weltliches Wissen das Produkt der ebenfalls *papierenen* Ideen und Begriffe, in denen wir es vorfinden.

XII

Ebenfalls lange Zeit unerkannt blieb eine zweite Nutzungsmöglichkeit des Alphabets: Nämlich die Verwendung der Buchstaben-Folge zur Erstellung von Verzeichnissen. Dieser Aspekt ist keineswegs nebensächlich. Wir unterschätzen seinen Wert heute deshalb, weil er seit fast 800 Jahren selbstverständlich geworden ist und reinen Werkzeugcharakter zu besitzen scheint. In Wirklichkeit aber handelt es sich um eine Funktion, die nicht nur dazu dient, Ordnung zu schaffen, sondern die die strukturelle Ordnung unseres Wissens überhaupt erst *erzeugt* hat. So zum Beispiel eben die Ordnung der Wörterbücher und Enzyklopädien, die zugleich in einem hohen Maß die Ordnung des wissenschaftlichen Denkens ist. Diese Ordnung hat allseits bekannte Auswirkungen gehabt, auch auf technischer und politischer Ebene. Denn sie ist eine maßgebliche Voraussetzung für dasjenige kulturelle Klima geworden, von dem sich der Geist der Französischen Revolution 1789 genährt hat – und damit der Ursprung der europäischen Demokratie und des modernen Nationalstaats.

XIII

Andererseits war es zum Beispiel einem *Spinoza* nur *nach* und *aufgrund* dieser Verschriftlichungs-Revolution (derer sich der Philosoph zu seiner Zeit noch gar nicht voll bewusst war) möglich, an eine „historische“ Auslegung der Bibel zu denken. Das war ein Unterfangen, welches sowohl das Judentum wie auch das Christentum entsetzte, da *Spinoza* auf diese Weise die Heilige Schrift „vermenschlichte“, und dadurch angeblich auch „entheiligte“ und „entweihte“. Die Voraussetzung dafür

war aber genau dadurch gegeben, dass er sie bereits als „Text“ besaß – dass er sie als „Buch“ lesen konnte, um darauf aufbauend mit einer „weltlichen Bibelhermeneutik“ zu beginnen. Die mittelalterlichen Mönche mit ihren Pergamentrollen und mit ihrer in der Morgen- oder Abenddämmerung gesungenen *lectio sacra* wären dazu nicht in der Lage gewesen, noch hätten sie dafür einen Sinn gehabt. Denn es ging ihnen nicht darum, ein „Buch“ (das es nicht gab) zu lesen, sondern um gänzlich andere Verständniszugänge, die mit unserem modernen – und auf das Buch fixierten – Verständnis von „Geschichte“ und „Kultur“ nur wenig gemeinsam hatten. Man kann diese beiden Welten – der Vortext- und der Textkultur – überhaupt nicht miteinander vergleichen. Denn die Bibel der Mönche und die Bibel *Spinozas sind nicht dasselbe*, und sie stellen auch nicht zwei miteinander vergleichbare Erscheinungsgestalten des lesenden Subjekts dar.

XIV

Es gilt also: Erst als man begonnen hatte, die Seite als „Text“ zu gestalten, sie in Kapitel einzuteilen, sie mit Titeln, Fußnoten, Verzeichnissen zu versehen, begann es, Exegeten oder gar „Professoren“ zu geben. Schon *Thomas von Aquin* bereitete Vorlesungen vor, da er unter anderem frei über Papier verfügte, ein System für seine Aufzeichnungen entwickelt und „Texte“ vor sich hatte, die er „kommentieren“ konnte. Genau das ist eine „Vorlesung“ – mit allen logischen, ethischen und rationalen Voraussetzungen und Folgen, die sich für die Kultur, das Wissen und die Bildung daraus ergeben. Der Abt dagegen hielt keine „Vorlesung“, um seine Mönche zu unterweisen, sondern er las laut und hörbar das vor, was gegeben war. Daher ist es Unsinn, wenn die verschiedenen Geschichten der Philosophie bis heute eine scheinbare Kontinuität zwischen der Vortext- und der Textphase des abendländischen Denkens herstellen wollen, indem sie die Aussagen eines *Anselm* neben diejenigen eines *Ockham*, neben die eines *Descartes* oder *Kant* stellen und ihren Inhalt „objektiv“ miteinander zu vergleichen suchen. Hier ist Nicht-Kontinuität, und also bis zu einem hohen Grad auch Nicht-Vergleichbarkeit gegeben.

XV

Und die Moral? Die Ethik? Was genau haben sie mit dem Papier, dem „Text“ und den neuen Praktiken zu tun?

Der Hinweis *Illichs* auf die doppelte Bedeutung der „Textgeburt“ lässt die moralische Tragweite des Themas subjektiver Praktiken erahnen. Würde man das Beispiel des

Alphabets noch weiter untersuchen, dann könnte man nachweisen, dass die gesamte Entwicklung des abendländischen Geistes auf einer ganz bestimmten subjektiven Praktik des Lesens und Schreibens beruht. Diese unterscheidet unsere Kultur von allen anderen. Die „logische Bedeutung“ der „Aussagen“ und die Annahme, dass sie in der Wirklichkeit eine „Entsprechung“ finden – und genau darauf gründet sich ja die „ontologische“ Ausrichtung unseres abendländisch-metaphysischen Wissens, das zugleich die Wurzel der wissenschaftlichen Erkenntnisse und ihrer Aussage-modi ist –, diese ganze Struktur und die dahinterstehende Sichtweise hätte nie entstehen beziehungsweise Sinn machen können, wenn sich nicht zuvor die Praktik des alphabetischen Lesens und Schreibens behauptet hätte, welche unsere Begriffe analysiert, klassifiziert und zu einem *Manufakt*, das heißt: zu einem sichtbaren, in der Hand haltbaren, also objektivierbaren Ganzen fügt. Nur wer mit dieser Praxis vertraut ist, wird überhaupt im denkend-philosophischen Sinne *strictu sensu* danach fragen, was „Tugend“ oder „Mut“ ist. Denn es handelt sich dabei um geistige Inhalte, die demjenigen, der nur den mündlichen Sprachgebrauch kennt, unbekannt sind, weil sie sich ihm ohne Vermittlung aus der Situation ergeben – weil sie von ihm in ihrem direkten Kontext erlebt werden, weil sie für ihn an Körperbewegungen und an den unmittelbar geführten Dialog gebunden sind. Das Alphabet aber ist, wie wir gesehen haben, das Produkt einer langen Geschichte von distanzierenden und objektivierenden Praktiken, die eine andere Form der Bewusstwerdung impliziert.

Was bedeutet das nun für Gegenwart und Zukunft der Seele – und damit auch von Moral und Ethik?

XVI

Praktiken sind im Abendland im allgemeinen Verfahren und Erscheinungsformen von Tun-Können, von Sagen-Können und von Schreiben-Können. Sie sind aber niemals so allgemein, wie sie im Rahmen der verschiedenen Praxis-Theorien dargestellt werden. Es handelt sich vielmehr um ganz bestimmte, nicht isolierbare oder aus ihren Kontexten heraustrennbare Vorgangsweisen. Es gibt keine „reinen“ Praktiken. Jede Praktik ist immer mit vielen anderen verflochten und verwoben. Wenn man so ein Geflecht, zum Beispiel die Praktik der Geometrie, „eindeutig“ beschreibend wiedergeben kann, dann beweist das nur, dass dieses Geflecht zum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit einer anderen Praktik geworden ist, die aber ihrerseits wiederum nur einen Teil eines Geflechts vieler Praktiken darstellt. „Die Geometrie“ oder „Die Praxis der Geometrie“ *als solche* gibt es nicht, und hat es nie gegeben. Es gibt sie nur als Konstrukt oder Objekt anderer, informierender, didaktischer Praktiken – also innerhalb eines komplexen diskursiven Zusammen-

hangs, der seinerseits ebenfalls nicht ein für allemal definiert werden kann, und zwar weder historisch noch synchron.

Jede Praxis, auch die der Moral und der Ethik des Subjekts, ist also ein Geflecht vieler Praktiken, von denen ein großer Teil aus der Vergangenheit und aus verschiedenen anderen, angrenzenden oder in irgendeiner Weise verbundenen Geflechten von Praktiken stammt. Außerdem bewegt sich jedes reale Geflecht innerhalb einer Perspektive, welche die historisch ererbten Praktiken beständig in einen neuen, aktuellen Sinn-Kontext einordnet. Diese Perspektive ist das jeweils aktuelle Interesse. Dieses bestimmt die konkrete Natur der jeweils aktuellen Praxis – und zwar ungefähr gemäß dem bekannten Motto *Chauncey Wrights*, eines Mitbegründers des *Metaphysical Club* von Cambridge, der den amerikanischen Pragmatismus hervorbrachte: „Es geht stets um die neue Verwendung von alten Funktionen“.

Wright wollte auf diese Weise die Evolutionstheorie seines Freundes *Darwin* erklären und sie zugleich gegen ihre Verleumder in Schutz nehmen. Wenn wir, so *Wright*, den Anfang jener Entwicklung suchen, die epochal zur menschlichen Sprache geführt hat, dann dürfen wir uns nicht erwarten, in der Entwicklungsgeschichte der Tiere etwas zu finden, was mit unserer Sprache vergleichbar ist oder mit ihr zu tun hat. Wir werden vielmehr Phänomene finden, die, ohne einen erkennbaren Zusammenhang mit einer möglichen oder künftigen menschlichen Sprache, gänzlich andere Funktionen hatten. Die Veränderung der Lebenskontexte führten dann zu Veränderungen dieser Funktionen, und das wiederum trug zur Entstehung neuer Phänomene bei, die aber dennoch auf ihre Weise an die alten Funktionen gebunden sind. So erlangen beispielsweise völlig unbedeutende Funktionen ab einem bestimmten „Schwellensprung“ mit einem Mal große Wichtigkeit – oder umgekehrt. Der veränderte Gebrauch von Funktionen bewirkt Umgestaltungen, und er löst Veränderungen, das heißt neue mögliche Funktionen und Bestimmungen des gesamten Phänomenkomplexes aus, in dem er sich bewegt.

XVII

Ähnlich verhält es sich mit den Praktiken – darunter, für das Abendland und sein Selbstverständnis seit *Platon* entscheidend, eben auch mit den moralischen und ethischen Praktiken. Eine Praxis vereint viele vergangene Praktiken und stellt sich auf einen Standpunkt, der die alten Praktiken funktional einem spezifischen Zweck zuordnet – welcher sie in einen neuen Horizont des Tuns, Sagens, Schreibens rückt. Dabei ist Schreiben im weitesten Sinn zu verstehen. Man betrachte das Orchesterwerk *Haydns*: Wir hören die Ausführung einer seiner Symphonien, und wir konzentrieren uns auf die Haupt-„Zwecke“ jener Orchester- und Konzertpraktik,

nämlich auf den ästhetischen Genuss, auf die Interpretation und so weiter. Wir denken aber nicht an die technische Entwicklung der Instrumente, die an unzählige handwerkliche Entwicklungen gebunden ist, von denen im Grunde kaum eine mit Musik zu tun hatte. Und wir denken schon gar nicht an die abendländische Geschichte der Papierherstellung. Und doch gäbe es ohne Papier nicht nur keine Partituren, sondern überhaupt keine Kompositionen und keine Komponisten – also nichts von all dem, was unsere moderne europäische Musik mit ihrer „Logik“, ihrer formalen „Struktur“, ihrer Syntax und ihrer Pragmatik kennzeichnet, einschließlich jener „Orchestersprache“, als deren Schöpfer *Haydn* gilt. Hinzuzufügen sind noch die sozialen Praktiken im Umfeld des Konzertes: Ein Symphoniekonzert hat mit einem Tanz der Sioux, einem ebenfalls komplexen und begeisternden Phänomen, praktisch nichts gemeinsam.

XVIII

Mit *Michel Foucault* könnte man zusammenfassend also über die Genese von sprachlichen und kulturellen Mitteilungsförmungen sagen, dass eine Praktik stets eine zugleich *empirische* und *transzendente* Erscheinung ist. *Empirisch* deshalb, weil ihre Verflechtung mit anderen Praktiken sie an jeweils ganz bestimmte Arten des Tuns und des Wissens anbindet. An diesen Raum, diese Mikrophone, diese Beleuchtung, diese Partituren, dieses Publikum, diese Musiker, aber auch an bestimmte Interpretations- und Zuhör-Gepflogenheiten, die nach bestimmten Techniken, Traditionen und Kenntnissen ganz bestimmten *Modalitäten* entsprechen, von denen jeder einzelne Aspekt von unzähligen vorausgehenden Praktiken, Gewohnheiten und Wissensbeständen abstammt. Die Verflechtung ist in jedem Fall auf einen ganz bestimmten Zweck ausgerichtet, der die Praktiken hierarchisch und funktional organisiert.

Dieser Zweck stellt die *transzendente* Dimension der Praxis dar. Er ist Voraussetzung für ihren Sinn. Dieser Sinn aber besteht ausschließlich aus empirischen Elementen, und er ist unaufhörlich der Umformung, der Veränderung seiner Zuordnung und damit auch der Umgestaltung seines Geflechts unterworfen.

Die notwendige Folge davon ist die ständige Umgestaltung seiner Bedeutung. Wenn die Sioux heute ihren Tanz für die Touristen aufführen, dann ist das nicht mehr dasselbe wie zu den Zeiten, als er den vorrangigen Lebensfunktionen eines Indianerstamms diente. Die in einem Aufnahmestudio in einzelne Passagen zerlegte und unter ständigen Wiederholungen gespielte Haydn-Symphonie ist keine Orchesterprobe, aber auch kein Konzert mehr. Der *transzendente Schnitt* bewirkt also eine neue Verwendung alter Funktionen; und daher ist eine Praxis

immer schon ein sich selbst in Bewegung haltendes Geflecht von Praktiken, das sich andauernd verändert, und das ständig dem Einfluss anderer Praktiken und neuer Verwendungskontexte ausgesetzt ist.

XIX

Was sind die Konsequenzen?

Was hier für die Praktiken im allgemeinen umrissen wurde, *gilt auch für die moralische und ethische Praxis*. Und es gilt in eminentem Maß für die moralische und ethische Praxis *im 21. Jahrhundert*. Es sind vor allem *zwei* daraus hervorgehende Konsequenzen, die mir von Wichtigkeit, ja revolutionärer Wirkung zu sein scheinen, wenn man sie mit philosophischem Blick betrachtet.

- Die *erste Konsequenz* für das Moralische und Ethische im 21. Jahrhundert lautet: Es kann keine moralischen oder ethischen „Objekte“ *außerhalb* der Praktiken geben.
- Die *zweite Konsequenz* ist, darauf aufbauend, komplementär zur ersten: Es gibt auch keine „Subjekte“ *außerhalb* der Praktiken.

Was ist damit gesagt? Und was bedeutet es für das Ethische und Moralische?

XX

Erstens: Unter „Objekt“ verstehe ich alles, was in meine Erfahrung fällt, und was auf irgendeine Weise zum „Inhalt“ meiner Wissensbestände wird: Nämlich zum Inhalt meiner Fähigkeiten, zu tun, zu sagen, und zu schreiben. „Das Gehirn“ etwa ist als „reales Ding an sich“, also unabhängig von den Praktiken, mittels derer es als *Objekt* vorhanden ist, ein reines Konstrukt naturalistischer Naivität (so würde es zum Beispiel *Husserl* genannt haben).

Ich vertrete damit nun keine paradoxale idealistische (oder konstruktivistische) These, nach der alle Dinge nur Erzeugnisse unseres Geistes sind. Sondern ich bemerke lediglich, dass es *außerhalb* der über ständige Verflechtungen und funktionale und strukturelle Umgestaltungen definierten Praktiken überhaupt kein Objekt gibt, auf das man sinnvoll Bezug nehmen kann. Ich behaupte darüber hinaus, dass es ein Zeichen von vor-philosophischer Einfalt wäre, wenn man glaubte, dass es jenseits der Worte einfache repräsentationale Entsprechungen für sie in Form von „Dingen“ gibt. Es gibt meines Erachtens zwar das *Wort* „Gehirn“, aber es gibt nicht einfach

ein diesem Wort entsprechendes *Ding* „Gehirn“. Dieses angenommene Ding ist nur das Objekt einer Benennungspraktik, also der Sprachpraxis, und zwar stets nur in einer ganz bestimmten Hinsicht und unter dem Aspekt einer ganz spezifischen Verwendung. Die Objekte der Sprachpraktik aber verflechten sich unentwegt mit anderen Praktiken; und genau diese Verflechtung, nicht aber die angenommene Existenz eines „Gehirns an sich“, macht es möglich, rund um das Objekt „Gehirn“ zu tun, zu sagen, zu schreiben.

Das Objekt „Gehirn“ existiert demnach ausschließlich als Ergebnis einer Praktik von (linguistischen) Phantasievorstellungen, die auf die metaphysischen Praktiken unserer Tradition und auf die Blendungen, denen die Metaphysik als Folge des *unbewussten* Gebrauchs der alphabetischen Praxis erlegen ist, zurückzuführen sind. Mit anderen Worten: Die Menschen sind anscheinend schon in ihren Anfängen auf dasjenige Objekt gestoßen, das wir „Gehirn“ nennen. Die Anthropologen haben herausgefunden, dass der Frühmensch den Schädel des Gegners zu spalten und sein Gehirn zu essen pflegte, vielleicht zu magischen Zwecken. Was er über dieses „Objekt“ dachte, wie er es nannte, wissen wir nicht; in keinem Fall aber handelte es sich um dasselbe Gehirn, das für die hellenistischen Wissenschaftler ein Untersuchungsobjekt war, oder um dasjenige Gehirn, das von der (post)modernen Anatomie und Neurologie erforscht wird.

XXI

Zweitens: Man muss sich, um hier genau zu sein, stets vor Augen halten, dass die Praktiken Ketten bilden. Zwischen ihnen baut sich eine Kontinuität auf, zum Beispiel von den Praktiken der Frühzeit über die hellenistischen bis herauf zu denen der modernen Medizin. Es handelt sich um eine *Kontinuität*, die jeweils *durch Unterschiede bestätigt* wird: Die Unterschiede hinsichtlich der Verflechtungen, der Umstände, der Kontexte, des allgemeinen und besonderen Sinns, dessen, was man tut. Die Sioux, die für die Touristen tanzen, stellen – obwohl sich ihr Leben und Wissen eindeutig von dem ihrer Ahnen unterscheidet (sie leben zum Beispiel inzwischen in Wohnwägen und besitzen Fernsehgeräte) – eine neu angelegte und neu interpretierte Kontinuität zu den Tänzen ihrer Urahnen her. Auch der von der Filmkamera eines Japaners eingefangene Tanz, der später bei der Vorführung vor Freunden in Japan in gänzlich andere Lebens- und Wissenspraktiken eingefügt wird, stellt dennoch einen Pfad der Kontinuität her, über den der Tanz der Sioux in völlig heterogene Lebens- und Sinnkontexte übertragen wird.

Für das, was wir „das Objekt Gehirn“ nennen, können wir uns einen analogen Prozess vorstellen: Dieses „Objekt“ kommt aus uralten Praktiken, wie den Stam-

mesfehden und dem rituellen Kannibalismus, und befindet sich daher bis heute in unberechenbaren Verflechtungen, durch die es sich stets erneut sprachlich, epistemologisch und psychologisch umgestaltet.

XXII

Drittens: Für den Philosophen, insbesondere für den, der Moral und Ethik für das 21. Jahrhundert andenken will, ist es in diesen komplexen Zusammenhängen unerlässlich, sich von der Einfältigkeit des Gemeinsinns zu lösen. Dieser gaukelt uns bis heute vor, es gäbe die „Dinge“ als eine „Wirklichkeit an sich“, auf die wir mit der Sprache und mit den wissenschaftlichen Erkenntnismethoden angeblich direkt Bezug nehmen. Dieser pure Aberglaube, der unfähig ist, sich selbst als Produkt von nur einer unter unzähligen sprachlichen Praktiken wahrzunehmen, belagert den gesamten Aufbau der modernen Wissenschaft, deren wunderbare Vorgänge und außergewöhnlichen Praktiken sich deshalb bis heute innerhalb einer Aura des naturalistischen Dogmatismus und des naiven objektivistischen Anspruchs bewegen.

Das eine sind nämlich die tatsächlich ausgeübten Praktiken der modernen Wissenschaft. Das andere aber ist die „wissenschaftliche Mentalität“, die sie begleitet, und die bis heute auf einer engstirnig spezialisierenden und banal empiristischen Bildung besteht, die ihrerseits moralische und ethische Folgen zeitigt, welche uns heute in tiefe Ambivalenzen hineinführen. Auf dieser Mentalität beruht ein Weltbild, nämlich das der Gegenwart, das zu den denkbar ärmlichsten, banalsten und irrationalsten der Geschichte gehört.

XXIII

Warum sollten wir daher heute mit Blick auf eine mögliche Verbesserung am besten von einer *Ethik der Praxis* sprechen? Wenn ich vom – sowohl implizit wie explizit – eminent *moralisch-ethischen Wert der Praktiken* ausgehe, dann ziele ich vor allem darauf ab, diesen weit verbreiteten irrationalistischen Dogmatismus zu beheben, von dem die Welt, so wie sie sich die Wissenschaftler in Übereinstimmung mit einem sehr allgemein verstandenen „realistischen“ Gemeinsinn vorstellen, immer noch weitgehend gekennzeichnet ist. Der Hinweis auf diesen szientistisch-repräsentationalen Aberglauben und seine Bekämpfung verfolgen nicht nur einen Erkenntniszweck, sondern höhere, also auch moralische, ethische und politische Ziele.

XXIV

Viertens: *All dies gilt nun auch – und entscheidend – für das Subjekt und seine konkreten moralischen Vollzüge.* Unter dem Gesichtspunkt der Praktiken betrachtet, ist die Figur des Subjekts vorwiegend durch die Unterwerfung („Subjektion“) unter die Praktiken gekennzeichnet. Als Subjekte unserer Praktiken sind wir in Wirklichkeit diesen Praktiken noch viel früher und noch viel mehr unterworfen („subjiziert“), als wir im allgemeinen annehmen. Wir werden erst innerhalb der Kette von realen Praktiken überhaupt zu Subjekten – und zwar auf eine vergleichsweise festgelegte Art und Weise, in der sie uns involvieren und unsere „Antworten“ auf sie modellieren.

Unsere Kinder zum Beispiel gehen zur Schule, und sie lernen dort die Buchstaben des Alphabets nachzuziehen: Das Selbstverständlichste und – anscheinend – Unschuldigste auf der Welt. Sie sollen doch keine Analphabeten bleiben müssen! Sind uns aber alle Folgen dieses Tuns bewusst?

Wenn die Kinder einmal in die (post)moderne Praktik des Lesens und des Schreibens eingetreten sind, werden sie dem entsprechenden „logischen“ Geist huldigen, der zwar Unzähliges vermag – aber damit zugleich zur Produktion von magischen, alchemistischen, sakralen Ideen und so weiter unfähig wird. Eine ganze Reihe von „Objekten“ und Erfahrungen aus anderen Sinnwelten wird für sie unerschaffbar und unverständlich. Diese Objekte, Erfahrungen und Praktiken müssen nicht notwendigerweise besser oder schlechter sein als die mit der textuellen Schriftsprache angeeigneten. Der springende Punkt ist vielmehr, dass das Subjekt innerhalb *beider* Varianten eben dem Modus der Praxis unterworfen ist, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Wir müssen deshalb diese Lage und das daraus erwachsende Bewusstsein ständig neu in unsere aktuellen Bewusstseins-Akte heben, um damit ein rationales und kritisches, das heißt ein mit der „alphabetischen“ Menschheit der abendländischen Tradition übereinstimmendes, auf der Höhe der Zeit aufgeklärtes Denken zu gewinnen, das auf die extremen moralischen und ethischen Herausforderungen antworten kann, die die Gegenwart und die nahe Zukunft an es stellen werden.

XXV

Fünftens und letztens: *Die Frage nach den Praktiken stellt aus diesen Gründen selbst eine moralische und ethische Frage dar – vielleicht sogar die entscheidende für die kommenden Jahre.* Diese Frage fordert vom Subjekt, das innerhalb der transformativen Praktiken des Abendlandes geworden ist, den Rand desjenigen zu bewohnen, was es zu dem macht, was es ist – mit seinem ganzen Gepäck von wissenschaftlichen, technologischen, soziologischen und politischen Kenntnissen. *Den Rand zu*

bewohnen, indem man die einzelnen Ereignisse der Verflechtung der Praktiken und ihre Folgen für die Objekte unserer Erfahrung genealogisch beobachtet und beschreibt, ist für die Gegenwart und die Zukunft eine Frage essentieller Freiheit. Nicht so sehr der Traum, autonome Subjekte unserer Praktiken zu werden, sondern vielmehr die Einsicht in unsere Unterworfenheit (Sub-jektivität), die es schon vor jeder genealogischen Überlegung gegeben hat: Darin besteht der Rahmen für eine zeitgemäße, tatsächliche (moralische) Befreiung. Und zwar insofern, als es sich um eine kontingente und relative Befreiung handelt, die immer wieder vorzunehmen war, immer wieder vorzunehmen ist und unablässig von neuem vorzunehmen sein wird.

XXVI

Und der moralisch-ethische Sinn all dessen, was ich hiermit skizziert habe?

Er könnte im neu, weil nun vollgültig erworbenen Bewusstsein bestehen, dass auch die „Theorie“, also das, was anerkanntermaßen das ausgeprägteste Merkmal Europas, seiner Bevölkerung und seiner Kultur darstellt, ihrerseits lediglich eine Praktik ist: Eine bestimmte Art des Wissens um das Tun, um das Sagen und um das Schreiben – und eine bestimmte Art des Wissens, von ihnen Gebrauch zu machen. Die Theorie ist dann kein Ort einer „objektiven“ Betrachtung mehr, sondern geht in die Sphäre der im erweiterten Sinn „moralischen“ Praxis des Subjekts über. Auch die Theorie ist dann eine „Praxis“, nämlich eine Art, zu interpretieren, ein Erbe anzutreten und es weiterzugeben. Das künftig erst noch vollgültig zu entwickelnde Verständnis von Theorie als theoretische Praxis und als *Ethik des Textes* oder als *Moral der Schriftlichkeit* – da sich ja jede Theorie von Wert hauptsächlich in Schriften äußert und ihre Dauer auf diese stützt, wie zum Beispiel die moderne Wissenschaftstheorie, die der alphabetischen Rationalität und Operabilität die mathematische hinzufügt – ist eine für Europa angemessene Form der moralischen Selbstreflexion im 21. Jahrhundert. Sie ist ein Mittel gegen Dogmatismus und gegen die an einen Wahrheitswillen gebundene Form von Gewalt, die schon *Nietzsche* als Willen zur Macht bezeichnete.

XXVII

Die Ethik der Praktiken ist so das gegenwärtig jüngste und brauchbarste moralische Konzept der Philosophie. Denn sie bringt, explizit und implizit, den Mut zur Analyse der eigenen konstituierenden Grenzen sowie der daraus entstandenen geschichtlichen Folgen auf. Im Grunde ist erst dieser selbstkritische und auf das Selbstverständnis

von Bewusstsein mittels Textualität und Sprache ausgerichtetete Entwurf dasjenige moralische Element, das unsere wissenschaftliche, sprachfixierte und rationale europäische Kultur in den Rang eines möglichen Bewusstseins-Modells für die Globalisierung erheben kann. Denn die *Ethik der Praktiken* ist ein Modell, das auf globaler Ebene eben genau *nicht* eine verflachende Gleichmachung der existenten Praktiken des Lebens und der Kulturen mit dem Ziel einer unkontrollierten „Okzidentalisation“ vorsieht (die bedauerlicherweise vor allem auf wirtschaftlicher Ebene schon eingesetzt hat). Sondern sie will im Gegenteil die Möglichkeit eines gemeinsamen genealogischen Bodens aufzeigen, der die Begegnung und den Austausch zwischen Kulturen und Lebensformen auf unserem Planeten unterstützt und anregt.

XXVIII

Wovon müssen wir also sprechen, wenn wir von Moral und Ethik für das 21. Jahrhundert reden wollen?

Wir müssen von einer *grundlegend neuen Wahrheitserfahrung des Subjekts* sprechen. Diese präsentiert sich in Wirklichkeit stets – und ab nun in nicht mehr rückgängig zu machender Weise – als eine „Ethik des Übergangs“. Es handelt sich um die Einsicht, dass sich Wahrheit *erstens* immer in Übergängen zwischen Praktiken, und *zweitens* immer in mit ihrer Praxis konformen Subjekten zeigt.

Damit tut sich eine neue moralische Dimension auf. Denn das Subjekt, dem diese Realität bewusst wird, wird dann insofern zum „moralischen“ Subjekt, als es bewusst nicht mehr auf *seine* Erfahrung von Wahrheit verzichtet, sie nicht verleugnet, „relativiert“ oder „abschwächt“. Denn es erkennt, dass Wahrheit nur als Verkörperung in einer ganz individuellen, ganz bestimmten, ganz jeweiligen Praktik stattfindet und lebt, aber kein von diesem Subjekt-„Ereignis“ verschiedenes „Ding“ ist. Das Subjekt erkennt, dass Wahrheit in seinen eigenen (im weitesten Sinn sprachlichen) Akten und Ereignissen besteht, nicht aber als imaginäre metaphysische „Realität“.

In dieser Erkenntnis besteht moralische und ethische Emanzipation. Zugleich wird dieses „neue moralische Subjekt“ damit unabdingbar ein Subjekt sein müssen, das nicht abgöttisch an seiner eigenen, nur scheinbar mit sich identischen Wahrheitsgestalt hängt, sondern den Übergang zulässt – hin zum Betreten immer neuer Schwellen, mit nie dagewesenen Verflechtungen von Praktiken, mit weiteren Erfahrungen von Wahrheit und mit anderen Subjekten. Denn auch diese anderen Subjekte sind Gestalten der Wahrheit – und zwar nun nicht mehr in einem *statischen*, sondern in einem *lebendig-partizipatorischen* Sinn. Sie sind Gestalten der Wahrheit, die sich, wie der Text und das Subjekt selbst, ständig im ereignishaften Übergang zu möglichen gemeinsamen Schicksalen befinden.